



Heimgekehrter Soldat an der Maschine.

(Für Heinrich Versch.)

Herzblut pulst mit starkem Schläge
Im Geäder meiner Brust,
füllt mich im Gedröhre der Tage
feierlich mit dunkler Luft.

Aufwärts hebt sich das Getöse.
Krach! Der Stahl erbebt und schreit.
Angelegene Gefänge
machen mir die Seele weh.

Aus dem Schlachtgefängnis der Minen
in den weiten Saal gestellt,
wo die lautenden Maschinen
meine Faust im Gange hält!

Wie die Eisenhämmer krachen
auf den weißgeglühten Stahl,
so mit einem Donnerlachen
reiß ich mich aus meiner Qual!

Mag das Schicksal uns zerkeulen:
welches Eisen, werde hart!
Auf zu Brücken, auf zu Säulen
wache in die Gegenwart!

Schaffe! Denn das Haus muß
und der Bau gerichtet sein. (werden
Haus der Brüderchaft auf Erden:
Alle Völker ziehen ein!

Max Barthel

Ich liebe Rußland!

Von Maxim Gorki.

Vorbemerkung der Redaktion. Wir entnehmen diesen Aufsatz des berühmten Dichters und Sozialisten der „Nowaja Schina“, nicht um seinem Standpunkt vorbehaltslos beizutreten, sondern um unsern Lesern ein lebenskräftiges Augenblicksbild aus den geistigen Kämpfen des russischen Sozialismus zu geben. Zu bemerken ist, daß Gorki sich früher selbst zu den Bolschewiki gerechnet hat, jetzt aber offenbar einzusehen beginnt, daß auch der fortgeschrittenste Sozialismus mit den Lebensnotwendigkeiten des eigenen Volkes und den Bedingungen seiner sozialen Entwicklungsstufe zu rechnen genötigt ist. Zugleich ist der Aufsatz ein Protest gegen gewisse Kampfmethoden, von denen wir auch hierzulande ein Lied singen können.

Vor nicht langer Zeit beschuldigte man mich, daß ich mich „den Deutschen verkauft“ habe und „Rußland verrate“; jetzt beschuldigt man mich, daß ich mich „den Kadetten verkauft“ habe und „die Sache der Arbeiterklasse verrate“.

Mich verletzen diese Anschuldigungen nicht, sie regen mich nicht einmal auf. Sie lenken mich nur auf unfruchtbar und wenig schmeichelhaft Gedanken über die Sittlichkeit der Gefühle der Ankläger, über ihr soziales Selbstbewußtsein.

Hören Sie, meine Herren, schleudern Sie sich denn nicht allzu leicht gegenseitig all die schmutzigen Anwürfe ins Gesicht wegen Verrat, Untreue, moralischer Unzulänglichkeit? Wollte man können glauben, dann ist ganz Rußland von Deuten bevölkert, die nur die eine Sorge haben, das Land zu verkaufen und einander zu verraten!

Wenn Sie so sorglos einander den anderen des Verrats, der Treulosigkeit, des Eigennutzes, der Falschheit beschuldigen, so stellen Sie sich und ganz Rußland als ein ausschließ-

lich von unehrlichen und gemeinen Deuten bevölkertes Land dar. Und Sie sind doch selbst Russen.

Wie Sie leben, ist das sehr amüßant, aber noch mehr ist es gefährlich, weil allmählich und unauffällig diejenigen, die dieses schmutzige Spiel treiben, sich selbst einreden können, daß ganz Rußland wirklich ein Land unehrlicher und käuflicher Deute sei, und daß daher „auch wir nicht schlechter seien als die andern“!

Stellen Sie sich nur vor: unsere Revolution wird bald mit japanischem, bald mit deutschem Gelde gemacht, die Gegenrevolution — mit dem Gelde der Kadetten und Engländer. Wo ist unsere viel gerühmte Gewissenhaftigkeit, unser Idealismus, unsere Heldensagen von ehrlichen Freiheitskämpfern, unser Don-Quixotismus und alle anderen guten Eigenschaften des russischen Volkes, die so laut in Wort und Schrift von der russischen Literatur besungen worden sind?

Ist das alles Lüge?

Begreifen Sie doch, wenn Sie einander Gemeinheiten vorwerfen, dann klagen Sie sich selbst, die ganze Nation an.

Mir scheint, ich schreibe einfach und verständlich genug, so daß aufgeklärte Arbeiter mir nicht „Verrat an der Sache des Proletariats“ nachsagen können. Ich betrachte die Arbeiterklasse als eine mächtige Kulturkraft in unserem dunklen Rußland, und ich wünsche von ganzer Seele die Entwicklung und die Hebung der russischen Arbeiterklasse. Ich habe wiederholt ausgeführt, daß die Industrie eine der Grundfesten der Kultur ist, daß die Entwicklung der Industrie zur Rettung des Landes, zum Zweck seiner Europäisierung notwendig ist, daß der Fabrikarbeiter nicht nur eine physische, sondern auch eine geistige Kraft, nicht nur der Volkstredner fremden Willens, sondern auch ein Mensch ist, der seinen eigenen Willen, seinen eigenen Geist durchsetzt. Er hängt nicht von den Elementarkräften der Natur in dem Maße ab, wie der Bauer, dessen mühsame Arbeit unsichtbar ist, keine Spuren hinterläßt. Alles, was der Bauer erarbeitet, verkauft er und verzehrt er. Seine Energie wird von dem Boden ganz absorbiert, während die Arbeit des Arbeiters auf der Erde verbleibt, sie schmüht und dazu beiträgt, daß die Kräfte der Natur immer mehr den Interessen des Menschen dienstbar gemacht werden.

In diesem Unterschied der Arbeitsbetätigung wurzelt der tiefe Unterschied zwischen der Seele des Bauern und des Arbeiters, und ich betrachte den aufgeklärten Arbeiter als den Aristokraten der Demokratie.

Das ist es: Aristokratie innerhalb der Demokratie — das ist die Rolle des Arbeiters in unserem Rußland, so muß sich der Arbeiter fühlen. Leider fühlt er nicht so. Es ist einleuchtend, wie hoch ich die Rolle der Arbeiterklasse in der Entwicklung der Kultur Rußlands einschätze, und ich habe keinen Grund, diesen Standpunkt zu ändern. Außerdem: in mir sieht die Liebe zum arbeitenden Mann, das Gefühl meiner Blutgemeinschaft mit ihm und die Achtung vor seiner großen Arbeit. Und schließlich: ich liebe Rußland!

Die Volkskommissare lächeln verächtlich. O, selbstverständlich! Das tötet mich nicht. Ja, ich liebe Rußland

qualvoll und sorgenvoll, ich liebe das russische Volk. Wir Russen sind ein Volk, das noch nicht frei gearbeitet hat, das noch keine Möglichkeit hatte, alle seine Kräfte und

seine Fähigkeiten zu entfalten; und wenn ich daran denke, daß die Revolution uns die Möglichkeit freier Arbeit, allseitiger Schaffensfreudigkeit gibt, so füllt sich mein Herz mit großer Hoffnung und Freude, sogar in diesen verdammten Tagen, die mit Blut und Alkohol besetzt sind.

Von da an beginnt die Linie meines entschiedenen und unerschütterlichen Auseinandergehens mit der wahnsinnigen Tätigkeit der Volkskommissare.

Ich halte den Ideenmaximalismus für sehr nützlich für die ulerlose russische Seele: er hat in ihr große und kühne Bedürfnisse hervorzuziehen, die so notwendige Schlagfertigkeit und Aktivität hervorzuzaubern, in dieser trägen Seele Initiative zu fördern und überhaupt — ihr Form und Leben zu geben.

Aber der praktische Maximalismus der Anarchokommunisten und Phantasten aus dem Smolny (Sitz der Volkskommissare, Red. d. „B.“) ist für Rußland und vor allem für die russische Arbeiterklasse verderblich.

Die Volkskommissare behandeln Rußland als Versuchsmaterial. Das russische Volk ist für sie, was das Pferd für die gelehrten Bakteriologen, die dem Pferd Typhus einimpfen, damit es in seinem Blut die Antityphusimpfung erzeugen soll. Nun ausgerechnet einen derartigen brutalen und von vornherein zum Mißerfolg verurteilten Versuch veranstalten die Kommissare mit dem russischen Volk, ohne daran zu denken, daß das geplagte, halbverhungerte Pferd krepieren kann.

Die Reformatoren aus dem Smolny kümmern sich nicht um Rußland. Kaltblütig opfern sie Rußland im Namen ihres Traumes von der Welt- und der europäischen Revolution.

In den gegenwärtigen Bedingungen des russischen Lebens ist für die soziale Revolution kein Platz, weil es unmöglich ist, von heute auf morgen 85 Proz. der Bauernbevölkerung des Landes zu Sozialisten zu machen, einer Bevölkerung, von der außerdem mehrere Hundmillionen nomadische Fremdstämmige sind.

Durch diesen wahnhaften Versuch wird vor allem die Arbeiterklasse zu leiden haben. Als die Avantgarde der Revolution, wird sie in dem Bürgerkrieg als erste der Vernichtung ausgesetzt. Wird aber die Arbeiterklasse geschlagen und bezwungen, so werden die besten Kräfte und Hoffnungen des Landes vernichtet werden.

Daher sage ich, indem ich mich an die Arbeiter wende, die sich ihrer kulturellen Bedeutung für das Land bewußt sind: der politisch aufgeklärte Proletarier muß sich seine Stellungnahme zur Regierung der Volkskommissare kritisch überlegen, muß mit Bedacht sich ihr soziales Tun ansehen.

Meine Meinung ist aber die: die Volkskommissare untergraben und vernichten die Arbeiterklasse Rußlands, sie täumen entsetzliche und widersinnige Komplaktionen vor der Arbeiterbewegung auf. Sie wollen die Gesetze der Vernunft nicht mehr gelten lassen, sie schaffen dadurch unsagbar schwere Bedingungen für die gesamte zukünftige Arbeit des Proletariats und für den ganzen Fortschritt des Landes.

Mir ist es gleichgültig, wie man mich für diese meine Meinung in der Regierung der Experimentatoren und Phan-

Der Groschen.

Von Robert Gröbisch.

Die Straßen der Mühlbinnen brachen sich in geleerten Flaschen und geschliffenen, tiefgrün funkelnden Admern. Man hatte gelacht, getuschelt, getoselt, den hochjährigen Jubilar hochleben lassen und wieder getoselt: auf seine in Ehren grau gewordenen Haare, seine Verdienste, seine Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und ähnelnde Tugenden. Dann sah ihm die Tischrunde weinlich in die Augen, erwartete von ihm eine Antwort, hieher und heiter, wie es seine Art war.

Doch der Angehochte blieb feierlich ruhig und gleichmäßig. Er strich sinnend seinen Patriarchenbart, sog träumend an seiner Zigarre, hatte im Blick etwas Fernes, Tischbergwandies, rauchte seine Gubanna schweigend zum Stummel, lehnte sich breitfüßig in den Sessel und sagte endlich gemessen: „Ihr habt mich beweihräuchert und belorbert, habt meinen Namen, meine Ehrenstellung, mein Ansehen, meinen Würdeort gerühmt, habt meine Lebensstraße mit Kränzen behangen, habt Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Sauberkeit, Standhaftigkeit, Geradsicht — hab ich was verschwiegen, Freunde? — so begossen, daß mir die Augen tränen. Gut, euch soll ein Trinkelgeld werden. Ich will euch eine Geschichte erzählen von Wein, Mein und Dein. Behaltet sie gut — für künftige Toaste.“

Er lehnte sich scharf in die Sessellede, streckte die Beine von sich und begann:

„Das war damals, als ich kaum aus dem elterlichen Nest raus war, als ich mir meines Leibes Nahrung und Rotbrot mit harter Hand erschwarwerkerte — wenn ich Arbeit hatte. Aber ich hatte wiederum keine, rannte frierend und schütend durch die Lande. Die Arbeitsnachweise waren überwölft, die Pennen gut besetzt, der junge Winter lagerte in seinen Reifrungen über der Rosellandschaft. Ich stapfte die Landstraße fürbass mit einem Schritt, daß mein Wanderkumpen ordentlich ins Pinken kam.“

Er war ein kleiner, ausgedorrter Buchbinder, und in seinem spizen Randgesicht stand es geschrieben, daß wir seit Tagen keinen warmen Köffelstiel zwischen den Zähnen gehabt hatten. Ich will nicht übertrieben, will nicht sagen, daß wir hungerten. Nein, Brot kumptie sich täglich in unseren Taschen. Aber vom Morgen bis zum Abend laufen, laufen, vor den Türen stehen, das Schloßgeld erschleien, im Leibe die ewig ungefüllte Sehnsucht nach den Pfannen, die aus Küchenfenstern dufteten, mit einem Beine immer

im Polzeigewahrjam, — das alles ergibt jenen Seelenwurm, der den Handwerksbüchsen feindselig stimmt gegen alles, was onfällig und hieder ist.

So zogen wir das schöne Rosellal abwärts. Es war eine Landchaft, mit der irgendein Vorzeitgott sein Meisterstück gemacht zu haben schien. In weichen Krümmungen zwangte sich der Strom zwischen den Herbergen dahin. Unter dem schwarzbauen Wasser schwamm ein himbeerfarbener Schleier, den die sinkende Sonne am anderen Ufer ins Violette hinüberfärbte. Auf beiden Seiten des Stromes hoben sich die Böschung mit den bereiften Weinbergterrassen hart an die Ufer heran, als wollten sie die spitzgegelbten, rotgelbigen Häuser der Straße ins Wasser drücken.

Wir hatten keinen Wad für so viel Lakromantik. Die blaugestorenen Hände in den Taschen, — so schoben wir durch einen Ort, dessen Leben uns mit primitiven, unerschöpflichen Genüssen warnte. Vorjungen hieben die Pähne in rote Kapsel, daß die Schale knollte; der Duft billiger Händlergerichte lockte unsere Nasen; Weindauern stiefelten mit qualmenden Pfeifen langsam an uns vorbei und ihre schier unergänglichen, scharfen Schwaden steigerten unsere Hautlust zur Vier.

„Wenn wir wenigstens Tabak im Sack hätten“, seufzte der Buchbinder und beföhle das Jadedett dort, wo sich der Pfeifenkopf in natogefunder Rundung abzeichnete.

Ich drummte unbestimmt und wies mit dem Stok geradeaus nach einem lechernen Wären, der gutmütig über der Tür eines Gasthauses baumelte.

Wir stolperten läßig auf die mit Sauffschoppen bemalte Tür los, wollten Tabak kaufen oder betteln, — ich weiß nicht mehr...

Die Gaststube war leer. Kein Mensch zu sehen, nur auf einem Tisch am Eingang ein halbgeleertes, vorleuchtendes Schoppen Wein.

Daneben zwanzig Pfennige...

Zwei runde Groschen...

Wir stupten wie vor einer Gefahr, dann gingen wir fast flüchtend zum Tisch.

„Wirtschaft!“

Niemand antwortete. Nur draußen vom Hausflur her schürfte das unwillkürliche Krachen einer Schwerbürste.

Da zog der Teufel unsere Köpfe langsam herum, nach dem Tische hin, auf dem zwei Groschen schamlos im Fensterlicht glänzten. Vielleicht hätte sie ein weggegangener Gast hingelagt.

„Wirtschaft!“ Unser zweiter Ruf klang leiser als der erste.

Niemand rührte sich. Das Krachen der Schwerbürste klang draußen verstärkt fort.

Wir redeten kein Wort weiter, und ich weiß nicht mehr wie es kam, — wir standen plötzlich an dem Tisch, vor dem Schoppen und den zwei Groschen. Der Weindust zog unsere Nasen auf den Glasrand... Dann trank jeder einmal. Jeder Hof und hastig. Kein Kröpfen blieb im Glase.

Und dann — gab uns der Wein die nötige Kraft oder die nötige Schwäche? — dann hatte jeder einen Groschen in der Hand. Einen runden, kalten Groschen, mit dem wir rasch auf der Straße waren.

Keiner sprach ein Wort, aber die Gedanken liefen im selben hurtigen Tempo wie die Weine...

Zwanzig Pfennig weggenommen — ja, schön war's nicht. Dreißig Pfennig Schloßgeld hatten wir vorher schon, nein, schön war's nicht... Aber auf der Penne gab es fünfpfennigter Brotzartoffeln, die den Magen wärmten. Es gab dort fünfpfennigsuppen, die den Menschen aufstachelten, Suppen, die uns wie ein Stich der Sehnsucht verfolgten, wenn wir an ihnen hatten vorbeigehen müssen. Ein Groschen erschoß die Gerlichheiten der Penne.

„Papiere raus!“

Wir fuhren aus wirrem Seelengestrudel auf. Der Geldarm stand vor uns. Ein vierstündiger Geselle mit rotem Schnurbart und einem blühenden doppelläufigen Gewehr auf dem Buckel.

Dem Buchbinder schlug das Feuer durchs Dach, und warf einen roten Brandfelsen auf seine Stirn. Wir tangten die Uniformknöpfe höhnisch vor den Augen.

„Papiere raus!“ schnarrte der Rotbart noch einmal.

Unsere blaugestorenen Hände reichten die Wanderscheine glitzernd zur Durchsicht und als wir dabei die Straße zurückschauten, bedien die Hände noch mehr. Denn dort, unter dem Wirtshausgelen mit dem gutmütigen Wären im Ringe, dort stand ein krummrückiger Mann mit weißer Schürze auf dem runden Leibe und keinem Käppi im Genid.

Der Wirt!

Vermiete er die zwei Groschen neben dem Weinglase? Hatte er dem Geldarmen ein Zeichen gemacht? Und nun? Die Papiere im Stroh lassen? Ausreihen? Durch den Rosellstrom?

Der Buchbinder starrte mich stierend an. Ich weiß nicht, wie lange wir einander ratlos in die Augen sahen. Ich weiß nur noch, daß wir der Geldarm einen Stok gab. „Na, hier, die Papiere! Greif doch zu. Seid ihr schon am Nachmittags besoffen? Und daß ihr mir nicht bettelt, sonst —“ Seine letzten Worte blieben unhörbar, so rasch huschten wir ihm davon.

Die Straße ging hart zwischen Strom und Bergrücken hin. Kein Weg zweigte ab, kein Spältchen war offen.

taufen nennen wird, dagegen ist mir das Los der Arbeiterklasse und Russlands nicht gleichgültig.

Und solange ich kann, werde ich dem russischen Proletariat einprägen:

„Du wirst ins Verderben geführt! Du wirst als Material für einen unmenschlichen Versuch ausgenutzt! In den Augen deiner Führer bist du noch immer nicht Mensch!“

Wie groß ist die Welt?

Von Alex. Koszjowski.

Ein Kapitel aus des Verfassers neuem Buche: „Der Sprung über den Schatten“ (A. Langen, München). Zum Nachdenken wie zum Widerspruch gleich anregenden Betrachtungen allerlei schwierige wissenschaftliche Probleme.

Man hat die schönste Auswahl zwischen allen Formaten und kann bezüglich der Ausmaße nicht in Verlegenheit kommen. Philosophie und Sternkunde bieten ein Warenlager, in dem alle Größenlagen vertreten sind. Von der kleinsten angefangen, die so klein ist, daß man sie bequem in die Westentasche stecken kann.

Eigentlich ist das eine Null-Welt ohne jede Ausdehnung. Alles, was sich uns sonst als Sonnenweiten, Siriusfernen, Nielsenhaftigkeit der Gestirnwelt vorstellt, verschwindet. Nichts bleibt übrig als das Bildchen von allem, wie es sich auf der Negativ unserer Augen abmalte. Diese Lehre räumt radikal auf mit dem Univeräum: Der gefundene Raum, von unserem Seibe angefangen bis hinauf zum Sternenhimmel, samt allem, was darin ruht und sich bewegt, ist gar nichts wirklich Gegenständliches außerhalb unserer Sinne, sondern nur eine Erscheinung innerhalb unseres sinnlichen Bewusstseins. So hat es Lieberweg gedacht, so hat der bedeutende Deutscher Otto Liebmann den Satz geformt und auf Betrachtungen gegründet, die astronomisch auf Kepler, physikalisch auf Johannes Müller, Regel und Hering zurückgehen. Herbart und Loge werden angeführt, um der Großwelt den Garauß zu machen, und diesem Vernichtungswillen hat kein Fernrohr, kein Spektroskop, kein Mikroskop, kein Apparat sich nicht zu Tauschungen, Phantome, von unserem Augenbildchen hingezogen in ein Unbekanntes, das uns von einer Zwangsvorstellung als Außenraum vorgereicht wird.

Auf anderen Wegen wird ein ähnlich historisches Ergebnis erzielt. Es gibt eine Philosophie der Schrumpfung, die zunächst der Welt nichts zuleide tut und sie so groß beschreiben läßt, als man nur irgend will. Dann aber läßt sie mit der Frage fort: Was geschähe, wenn die Welt mit allem Inhalt plötzlich auf die Hälfte ihrer früheren Dimensionen einschrumpfte? Welchen wir Menschen ein Beobachtungsmittel, diesen Vorgang festzustellen? Keineswegs! Denn da alle unsere Organe, einschließlich unserer Nerven und Muskeln, diese Verjüngung auf ein Halb mitmachen, so ändert sich für uns nicht das allermindeste; das heißt ein solcher Vorgang könnte stattfinden, ohne uns irgendwie zu berühren, wir würden nichts merken. Der Mond wäre nach wie vor 80 000 Meilen von uns entfernt, aber „Halbmeilen“, die für uns ganz dieselbe Bedeutung hätten, wie vordem die Ganzmeilen. Spüren wir aber nicht eine Verjüngung auf ein Halb, so wären wir sie auch nicht auf ein Fünftel, auf ein Tausendstel, überhaupt nicht, das Univeräum könnte plötzlich oder allmählich auf die Größe eines Stachelnadelkopfes, eines Atomes zusammenzuschnappen, ohne daß sich für uns, für unser Leben und unsere Auffassung das geringste ändern würde. Wir fahren fort, nach parabolischen Bestimmungen die ungeheuerlichsten Sternentfernungen herauszurechnen, in voller Unkenntnis zu den üblichen Univeräumbegriffen. Der gradlinige Durchmesser des gesamten Welt-raumes beträgt nach dieser Auffassung 40 000 Kilometer, also genau soviel wie die Länge unseres Äquators; die Erde verdrängt auf ihre Kugelgestalt, wird zur vollkommenen Scheibe, zur „Totalebene“, kein Himmelskörper, sondern eine Scheibeband, ein Zwerchfell im erblichen Raum, zugleich dessen untere Hälfte, während sich alle Gestirne, der ganze „Himmel“ in der oberen befindet.

Wir bewahren hier keinen Urzeitlichen oder mittelalterlichen Spuk, verorten uns nicht in die Gräber eines Scholastikers, sondern folgen den Spuren eines sehr gelehrten Modernen, des Dr. Ernst Barthele, der seine Weltanschauung in einer großen Behandlung festgelegt hat. Der Ort der Veröffentlichung, L. Steins Archiv für mathematische Philosophie (Heft 1 von 1916) erlangt Beachtung, und der Vortrag des Mannes, der uns eine neue Weltorientierung

„Mensch, wenn der Wind friert und die Fiedelhaube hinter uns herjagt“, stöhnte der Buchbinder. Landstreicher, Diebstahl, Gefängnis, — vollendeten die Gedanken unbarmherzig und die Augen suchten nach einem Schlupfwinkel, fanden aber nur die rücksichtslos gerade Straße, die den Schall unserer Schritte rascher und rascher wiedergab. Bis ein Kruppeln drans wurde, ein Rennen, ein Jagen . . .

Die Dämmerung sank und wab dunkelgrau, undurchsichtige Schleier um uns. Auf den sanften Wellen des Stromes glänzte das erlöschende Abendrot des Himmels. Weit draußen blinkte die Laterne einer Fähre. Wie die Rotten huschten wir dem Lichtpunkt zu. Zum anderen Ufer, rasch zum anderen Ufer!

Als wir einmal verknauften, hörten wir hinter uns das Brellern eines Wagens daherkommen. Dazu langhinhallenden Peitschenknall. Die Beize gaben ein Echo wieder, als ob der Satan selbst auf dem Aufschneider gefessen hätte. Sahte man uns bereits nach? Alle Gockgebirge an Fennensuppen und Weißkartoßeln waren aus unseren Seelen gewischt. Nur das Licht existierte für uns, das Licht am anderen Ufer . . .

Schweißtriefend erreichten wir den Anlegeplatz der Fähre, schweißtriefend und zitternd. Die Köpfe gütt herzlos und gleichgültig dahin. Das Boot schaukelte am anderen Ufer und schauam unermesslich faul, mürrisch-glückend über das Wasser. Auf der Landstraße aber prellerte die Satanskutsche immer rascher, drohender, drohender heran — . . . Selten ist mir eine Zeit so langsam erschienen wie die Minuten, die das Boot vertrießelte, ehe es uns auf dem Strome wiegte. Die Dunkelheit löste den Uferstrand in schwarzbraunen Brei auf, so daß der höllisch prellende Wagen, der da drüben mit Peitschenknall vorüber sauste, nur durch ein rotes Leuchtlicht kenntlich war.

Und doch schmerzte der Buchbinder, eine Fiedelhaube habe auf dem Aufschneider geblänzt —

Am andern Morgen schuppten wir uns die Streifen der Nacht aus den Haaren. Wir hatten uns nicht auf die Beine gewagt, hatten im Bauernschloß genächtigt, ohne Suppe und Bratkartoffeln, hatten alles Geld von uns geworfen, in den Straßenschlamm getreten — alles aus Angst vor der Polizei. Denn der Groschen konnte jedem von uns ein halbes Jahr Arbeitshaus einbringen und alles das, was so ein Welterer aus dem armen Teufel machen kann. Es ist manchmal ein Groschen, der in dieser Welt eine Lebenskurve bestimmt.

Mancher nahm den Groschen und kam nie wieder ins Glas. Mancher nahm ihn auch, wird später betasfelt und beproßet und streicht sich ehrbar über den grauen Bart wie ich, ihr Viechen! Reicht euch meine Geschichte, Freunde, — für künftige Ehrenloste . . .

Mancher nahm den Groschen und kam nie wieder ins Glas. Mancher nahm ihn auch, wird später betasfelt und beproßet und streicht sich ehrbar über den grauen Bart wie ich, ihr Viechen! Reicht euch meine Geschichte, Freunde, — für künftige Ehrenloste . . .

Mancher nahm den Groschen und kam nie wieder ins Glas. Mancher nahm ihn auch, wird später betasfelt und beproßet und streicht sich ehrbar über den grauen Bart wie ich, ihr Viechen! Reicht euch meine Geschichte, Freunde, — für künftige Ehrenloste . . .

geben will, ist zweifellos auf Schluß gestimmt. Innerhalb des hier aufgestellten Rahmens ist natürlich weder eine Angabe noch einer Erörterung seiner Vorteile möglich. Für unseren Zweck genügt die Feststellung des Formates selbst. Wir erfahren, daß heute Erhebungen im Gange sind, die der Welt gewisse auskömmliche, endliche, nicht eben weitgepaunte Maße zuweisen. Man kann in 40 000 Kilometern existieren, ohne sich an ihnen zu beräuschen, wie man sich auch an den Sonnenwirkungen erfreuen kann, wenn man mit dem denklichen Bagamit des Dr. Barthele alle Gestirne unendlich viel kleiner als die Erdmasse ansieht. Im Ernst gesprochen: Zu Zeiten Galileis wäre jene hürliche Schrift nicht auf den Feder gekommen, während sie heute allerdings wie eine Kezerei gegen die Allmacht der Astronomie auftritt.

Die Welt aber nicht vereinzelt da. Wir sind in neueren Jahren von ganzen Stimmhöfen umflutet worden, die das Hohlheit der Endlichkeit fingen; alle astronomischen Strecken sind ihnen zu weit, alle Bewegungen zu flink, sie wollen letzten Endes darauf hinaus, irgendwie und irgendwo im angeblichen Unendlichen Abzwickeln zu finden. Mißverständnisse Lehren von Plommarion und Henri Poincaré gingen voraus; ihnen folgten die Mißverständer August Strindberg, Woodhouse, eigensinnige Deutsche von der Gefolgshaft des Johannes Schall mit ihren geliebten Schlagworten: „Sinnlose Astronomie“, „Wissenschaften, die heute von den Univeritäten verdrängt werden“, „Symphonie des Unsinns“! Eine geozentrische (die Erde als Mitte der Welt betrachtende) Anschauung sollte durchbrechen noch unter Lucretz hünner, der zwar die Sterne als Kleinwelten erachtete, aber doch den Weltraum nicht verengern wollte. Deutlicher ungeschriebene Formate gibt es nicht innerhalb dieser Lehre. Man kann immer nur sagen: Kleinwelten, Mittelwelten, wie sie sich ihnen darstellen, deren Sinn von den erblichen Rassen nicht loskommen. Anaxagoras hatte behauptet, die Sonne sei größer als der uns heute so vertraute Veloponnes (Süd- griechenland). Das war in seinem Sinne eine Erweiterung des Größenbegriffs, in unserem ein Festhalten am alten Diminutiv. Die Welt des Anaxagoras ist ein maßloses Ungeheuer, am Verstand seiner Zeitgenossen gemessen, ein Mikros für uns, die wir die Strecken nach Lichtjahren beurteilen.

Danach ergibt sich ein Weltformat, das nur noch im Zahlen-sinne Bedeutung hat, das sich an die Zahl heftet, um überhaupt ausbreitbar zu werden. Die Anschauungsmöglichkeit entfällt. Wir lernen und glauben, daß die Fixsterne erster Größe durchschnittlich 17 Lichtjahre von uns abliegen, die Lichtjahre zu 800 000 Kilometern, also rund 150 000 Milliarden Kilometer; und daß diese Unfaßbarkeiten wieder verhältnißmäßig gegen die Erstreckung der Milchstraße, für die wir hunderttausend Lichtjahre bewilligen müssen. Und auch damit hätten wir erst eine Insel im Univeräum erfasst, nicht dieses selbst.

Die Anschauung sucht in ihrer Verdrängnis einen Ausweg und findet ihn in der Vermutung, daß zwar der Raum unendlich sein müsse, nicht aber die Menge und Masse der Weltkörper. Es gibt einen auf Herchel zurückgehenden Scheinbeweis, der diese Vermutung mit optischen Gründen zur Gewißheit erheben möchte. Er wirkt auch optisch ganz überzeugend, nennt aber gegen einen Grundpfeiler der in uns eingebauten Logik. Denn alle Ermesslichkeit ist Null gegen das Unendliche, und all die Lichtjahre bedrängen uns nicht so schmerzlich wie der Zwang, diese Ganzgroßheit wiederum auf Null verflümmen zu lassen.

Rein, wir suchen immer noch nach größeren Formaten für die Welt, und wer mit der eigenen Phantasie nicht auskommt, der mag die des Voltaire zu Hilfe rufen.

Der Weise von Ferney (Voltaire) schlägt in mehreren Erzählungen das Thema von der Weltgröße an und, wie zu erwarten, er gibt sich dabei nicht mit Kleinigkeiten ab. Ein Engel tritt als Lehrmeister auf; die Welt mag noch so ausgedehnt sein, mit einer einzigen ist nicht auszukommen; legen wir also einen häßlichen Multiplikator ein und behaupten wir: im Raum sind hunderttausend Welten vorhanden, eine immer schöner und besser als die andere; oder rückwärts gerechnet: eine immer toller als die andere; die uns zunächst liegende, die idische, kommt leider dabei am schlechtesten weg und wird in Voltaire's Betrachtung als „Zollhaus des Univeräums“ bemerkt.

Gleichviel. Unsere vergleichende Studie soll sich ja nur mit den Weltformaten beschäftigen, zwischen denen sie genügende Auswahl verbrach. Von einer Abhängigkeit nach Vortrefflichkeit und Ungüte hat sie sich fernzuhalten. In ihr gilt nur das Relative, das jedes Gut und Böse abwehrt und selbst in der Abhängigkeit reiner Raumgrößen der letzten Frage nach Richtig oder Falsch aus dem Wege geht.

Ein neuer Tizian.

Das Kaiser-Friedrich-Museum hat ein neues Bild von Tizian erworben, eines jener wenigen Weltwunder, die es erklärlich machen, daß die Menschheit nicht länger an sich selbst verzweifelt ist. Eines jener Bilder, das nicht denkbar wäre, wenn nicht Nacht und Kampf, Leid und Eroberung, Weisheit und Sinnelust sich im engen Raum zusammenballen und so das Entstehen liehen, was wir eine Kulturperiode heißen. Wobei dann aber die eigentliche Größe solch eines Dokumentes gerade darin besteht, daß es zeitlos ist und volles Leben atmet während die Welt, aus der es einst hervorging, die Hohezeit der Renaissance, längst zu Staub zerfallen ist. Bilder, wie dieses hier von Tizian, sind eine der Antworten auf die rajlose, uns Tag und Nacht beunruhigende Frage nach dem Sinn des Lebens.

„Ermed uns, mach aus uns ein Bacchanal!“ Rief alles Lebende, das ihn erschaut Und seinem Bild sich stumm entgegenbedachte . . .

Das ist die Lösung des Geheimnisses: aus dem Durcheinander des Lebens gestaltete dieser Maler ein mit Ewigkeit umkränzt bacchantisches Fest. Ein nadies Weib liegt auf einem Rahelager, zu seinen Füßen sitzt der Liebhaber; er spielt auf einer Orgel und wendet sich dem Weibe zu. Vorhänge fallen in schweren Falten, purpurne Decken brennen, Linnen leuchtet, des Liebhabers Gemand strahlt golden, silbern spielt es über die Orgelröhren, im Hintergrund träumt eine Landschaft. Es waren Zeiten schöner Unbefangenheit und selbstverständlicher Kraft, da sich Liebende Frauen nicht scheuten, ihren Leib so auf den Altar der holdsten Fleisch-anbeutung zu legen. Ein durch alle Feuer gebranntes Raffinement der Nerven ist wieder naiv geworden. Siegesgewisse Muskeln lösen sich zu pflanzenhafter Ruhe. Ein durchdringliches Schweigen liegt über diesem Bilde, das von Lust erfüllt ist. Die Farben strömen in schweren, horizontalen Wellungen. Purpur und Gold entgleiten sich in heißen Umarmungen. Die Reife voller Männlichkeit entspannt sich landschaftartig im ausgeglichenen Kampf. Tizian war achtundfünfzig Jahre alt, als er dieses Bild gemalt hat; es dürfte um 1545 entstanden sein.

Durch ein Jahrhundert, hoher Tizian, So jagt du leuchtend deine Bahn, Der Farben zauberische Mut, Wie ein Gewand um dein Venedig breitlend. Auf sahen, an die vorüberdrehende, Zu dir in Ehrfurcht drei Geschlechter, Dir dankten seine Söhne, seine Töchter Ein schönres Dasein als dies ewige — Werden Und Untergehen, das unser Los auf Erden.

Zu den schönsten Stellen des Bildes gehört das Gewand des Mannes, das die Empfindungen zu Rembrandt hinübergleiten läßt, und das kleine weiße Bündchen, das die besten Meisterwerke des Impressionismus vorweg erledigt.

Von der Urgeschichte des Hauspferdes.

Um die Geschichte des Hauspferdes in ihren wesentlichsten Zusammenhängen zu erkennen, muß man, wie Dr. Otto Antonius in den „Naturwissenschaften“ ausführt, bis in die Zeit des europäischen Quartärs zurückgreifen, das durch einen ungeheuren Reichtum an

Pferden ausgezeichnet war. Wenn es sich auch bei allen jungpaläolithischen Funden um Reste von Wildpferden handelt, die ganz ungewisslich nicht gezähmt waren, so erscheinen doch jene Pferde wichtig als das Material, das die Menschheit sich in späteren Zeiten durch Züchtung und Züchtung dienlich machte. Als das Gebiet der ursprünglichsten Domestikation (Zähmung) bezeichnet Antonius den eurasiatischen Steppengürtel, wo sich übrigens bis auf die Gegenwart Reste des einstigen Reichtums an Wildpferden erhalten haben. Nach den Forschungen des Verichterfassers sind für die Geschichte des Hauspferdes drei wichtige Typen wilder Pferde von besonderer Bedeutung. Der eine, noch heute in wildem Zustand lebende Typ ist das mongolische Wildpferd. Das zweite Wildpferd hat sich ebenfalls bis in die Gegenwart hinein erhalten, und zwar ist es das südrussische, das früher „Tarpan“ genannt wurde. Festgestellt ist durch die Forschung, daß solche wilde Pferde nicht nur den Steinzeitjägern als Hauptnahrung dienten, sondern auch ein beliebtes Modell für die künstlerischen Arbeiten gegen Ende des Paläolithikums waren. Im westeuropäischen Boden hat man viele hundert derartige Umrisszeichnungen und Skulpturen gefunden, die mit Sicherheit erkennen lassen, daß damals das Equus ferus, zu dem die beiden genannten Typen gehörten, die häufigste Art war. Durch Knochenreste aus prähistorischer Zeit und durch Darstellungen von der Hand gleichzeitig lebender Menschen wurde aber auch noch ein dritter Pferdtypus im alten Europa nachgewiesen, zu dessen Formenskreis vor allem die großen Pferde gehören, daneben auch einige mittelgroße Pferdearten. Dies sind also die drei Typen in jenen Ländern Europas, die zur Zeit der ersten Besamung mit dem Hauspferd ohne Zweifel noch Wildpferde besaßen.

Wenn das Pferd zuerst domestiziert wurde, ist schwer zu sagen. Mit ziemlicher Gewißheit kann man hingegen annehmen, daß zu Beginn der historischen Zeit das Pferd in China schon bekannt war, was mit der Ansicht übereinstimmt, daß bei ihrer Einwanderung ungefähr 2000 v. Chr. die arischen Völker das Pferd einführt. Um 1700 v. Chr. muß es auch für Vorderasien und Ägypten angenommen werden. In Mitteleuropa ist das Hauspferd überall mit dem Beginn der Bronzezeit feststellbar, also um die Wende des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. Es handelt sich dabei natürlich nicht um das Hauspferd im heutigen Sinne, sondern sozusagen um das primitive Hauspferd. Ueberall, wo das bodenständige Pferd die eingeführten Hauspferde an Zahl übertraf, hat es der allmählich sich herandringenden neuen Rasse ihren Charakter verliehen. Die alten Kulturländer haben also das Hauspferd von dem eurasiatisch-asiatischen Steppengürtel aus erhalten. Ueber die Art der ersten Domestikation sind genauere Aufschlüsse ziemlich schwierig. Vielleicht handelte es sich ursprünglich um eine etwa aus religiösen Gründen erfolgte Züchtung des beliebten Jagdtieres, vielleicht kam man zur Verwendung des Pferdes als Haustier auch einfach auf dem Wege der Nachahmung. Der Mensch hatte viel früher das bereits domestizierte Rind vor dem Wagen und Flug gespannt und mag so auf den nabellegenden Gedanken verfallen sein, daß das Pferd sich für den Dienst vor dem Wagen noch weit besser eigne. Fest steht auf jeden Fall, daß überall das Pferd zuerst nicht als Reittier, sondern als Jagttier gebraucht wurde. Anfangs war auch diese Verwendung sehr beschränkt, man spannte es nur vor den Streitwagen der Könige und Großen, erst allmählich wurde die Verwendung des Pferdes als Haustier allgemein.

„Die Kohlenzille.“

Ein Geschichtsbuch Robert Grösch's.

Während die noch junge deutsche Arbeiterbildung mindestens ein halbes Duzend namhafter Vertreter der Lyrik umfaßt, sind die Prosaleistungen, von mehr journalistisch zu wertenden Talenten abgesehen, auf die zwei Namen Robert Grösch und Edgar Schawald beschränkt, beide Redakteure an der „Dresdner Volkszeitung“. Schawald steht seit Kriegsbeginn im Feind und hat ein feines, tiefes Buch geschrieben, das hier schon Erwähnung fand. Grösch ist mit seinem Lustspiel „Ephratts Erden“ temperamentvoll und erfolgreich auf die Bretter gesprungen. Nun hat er bei Egon Fleischel eine Folge seiner Erzählungen herausgegeben. („Die Kohlenzille.“ Preis 3,50 M.)

Grösch's Humor ist unbändig, greift led ins volle Menschenleben, holt selbst die Sterne vom Himmel; sein Humor ist lockender Ernst und darum edel. Er zeigt uns die Kinder seiner Muse mit der heiteren vororgischen Liebe des Dichters. Technisch: seinem Gestalten steht er mit dem scharfen, verfeinerten Blick des Humoristen für die Unzulänglichkeiten und Kleinheiten des Lebens gegenüber, vor allem treten sie plastisch und in der Bewegung hervor. Die Auswahl der Worte und Sätze ist sicher und drastisch. Grösch hat nicht den Fehler der weitwühlenden Malerei und der bloßen Schilderung, aus der der Leser die Pointen herauszählen muß. Jede Zeile, jedes Wort ammen Wig, darum hält die Spannung durch das ganze Buch an, selbst da, wo wie im „Großchen“, die „Moral von der Gelehrtheit“ etwas billig ist.

Am prächtigsten sind die Erzählungen und die Spätengeschichte „Emil und Familie“, „E. F. G. Meter und Cojona“ wendet sich besonders ans Zwerchfell.

Besang der Frauen.

Kun ist es Weihnacht vorüber,
und wir sind noch allein!
Wann kehrt der Friede wieder
in unsre Herzen ein?
Wann endet er die Not,
die ewig unsre Leben
und unsre Glück bedroht?

In Sehnsucht und in Bangen
all unser Mut zerrann,
indes ein Glückverlangen
um unsre Seelen spannt,
ein Wunsch, ein heißes Flehen;
daß bald es Frieden werde
und wir euch wiederlehn!

Die Hoffnung hilft ertragen
das Leid, das an uns zehrt,
bis ihr zu frohen Tagen
eint glücklich wiederkehrt.
Dann werden wir, befreit,
stills an die Brust euch linken,
wehnend vor Seligkeit!

Carl Petersen.

Notizen.

— Ein Liebermann-Saal wurde in der Nationalgalerie eröffnet. Es sind zehn Gemälde, darunter vier neue, eins aus der letzten Zeit (Gartenbild aus Wasser). Insgesamt stellen die 10 Bilder — wovon zwei nur vorübergehende als Leihgaben sind (die „Arbeiter im Rübenfeld“ und das „Münchener Bierlanger“) — die wichtigsten Epochen in Liebermann's Schaffen in bedeutungsvollen Verkörperungen dar.

— Vorträge. Im Institut für Meereskunde: Dienstag: Prof. Dr. A. Metz: Nach Konstantinopel während des Krieges. Freitag: Prof. von Callerstiel: Der Reichstag und die Freiheit der Meere. — In der Urantia behandelt Dienstag und die folgenden Tage Herr W. Kranz „den Siegeszug nach Venedig“. Am Dienstag beginnt Prof. Lampe seinen sechsständigen Zyklus: Länderkunde der mit uns verbündeten Staaten. Donnerstag Prof. Laas einen Kursus über Schiffbau. — Ueber „Besonderheiten der Welten“ spricht Dir. Archanbold in einer zehnstündigen Vortragsreihe, die Dienstag, abends 7 Uhr, in der Dreptow-Sternwarte beginnt.

— Als Professor für systematische Zoologie ist an die Berliner Universität Prof. Willi Rüfenhals in Breslau berufen worden. Rüfenhals hat sich besonders durch Erforschung der Säugetiere (Wale usw.) hervorragen und auf einer Reihe von Forschungsreisen in arktischen und tropischen Gebieten wertvolles Material gesammelt.